

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 4

Artikel: Der Scharfrichter von Eger : ein Lebensroman [Fortsetzung folgt]
Autor: Vögtlin, Ad.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Scharfrichter von Eger.

Ein Lebensroman von Ad. Bögtlin.

VII.

Jeder, der strebt, hat um seinen Ruf zu kämpfen; denn die Verkleinerung, ja selbst Verleumdung, schießt überall ins Kraut, wo einem die Absichten und Bestrebungen von andern durchkreuzt werden; und mit der Zeit undrohen uns Neid und Haß als undurchdringliches Gesträuch, wenn man es nicht bei Zeiten niedertritt. Wie hat man doch Goethe bei uns zulande schlecht gemacht! Und doch konnte er seine Taten und Werke für sich sprechen lassen, während ich noch nichts Ordentliches zustande gebracht hatte, als daß ich zu foltern, zu stäupen und hinzurichten verstand, — alles im Dienste der Gerechtigkeit und doch ohne jede Genugtuung für mein armes Herz, das nach Besserem verlangte.

So gab ich mir denn doppelt Mühe, die Zeiträume zwischen meinen widerwärtigen Amtshandlungen mit verdienstlicher Beschäftigung auszufüllen. Da ich die Entzifferung alter Schriften erlernt hatte, fand ich da und dort Zutritt in alteingesessenen Familien, die Chroniken oder Urkunden besaßen, welche sie nicht lesen konnten, und erhielt sie auf Empfehlung Professor Grassolds zum Abschreiben. So füllte ich leere Tage aus, las mich in die Geschichte des Egerlandes und im besondern der Stadt hinein und gewann obendrein ein paar Gulden, die ich wohl zu verwenden wußte, da sich mein Sammeltrieb nach und nach auf jedes Altertum erstreckte: Gewehre und Lanzen, Lampen und Krüge, alte Geräte, Harnische, Holzarten und Sämereien, so daß mein Scharfrichterhaus sich im Laufe der Jahre zu einem kleinen Museum auswuchs. Da ich nicht ungeschickt im Zeichnen und Malen war, bekam ich Aufträge zur Ausmalung fast aller bekannten Wappen der Egerer Adels- und Patriziergeschlechter, kopierte auch Ölgemälde, so Ansichten von Eger und andere von der Landschaft, über die ich später recht froh war.

Die alten Münzen taten es mir aber ganz besonders an; eine wirkliche Leidenschaft, solche zu sammeln, ergriff mich, so daß ich nicht selten um Mitternacht vom Lager aufsprang, ins benachbarte bayrische oder sächsische Gebiet eilte, um alte Münzen einzutauschen oder zu kaufen. Gerne nahm ich sie auch als Lohn für mein Heilverfahren an, ohne indes auf solcher Entlohnung zu beharren, wie es mir früher beliebte,

wenn ich wußte, daß die Patienten alte Vaterländer besaßen.

„Es ist mir, als ob Gott Ball mit mir schliege, je stärker er schläget, je höher ich fliege“, singt ein altes Volkslied, und in der Tat peitschten mich die Rutenhiebe des Schicksals auf, immer Besseres zu leisten, um in dem neuen Boden Wurzel zu fassen.

„Der gebildete Mensch findet überall ein Vaterland, oder er schafft sich's,“ hatte Goethe bemerkt, als ich mich beklagte, wie schwer dies halte. Ich begriff es sofort, daß man brauchbar sein, sich um die neue Umwelt verdient machen, sogar unentbehrlich werden müsse, um von ihr aufgenommen zu werden.

Aber die Zeit war noch nicht da, der Schmetterling noch nicht reif und stark genug, um sich aus seiner schmutzig-purpurnen Puppenhüllung zu befreien. Wie oft gedachte ich der tief sinnigen Götterfage der Griechen, wonach Hephaistos dem Zeus mit seinem Hammer das mächtige Haupt spalten mußte, damit die herrliche Pallas Athene, in Waffenschmuck, Schönheit und Weisheit strahlend, daraus hervorspringen konnte. Und ich legte mir den Sinn aus: Es galt zuerst die Welt in sich aufzunehmen, — wie denn Zeus seine Gattin verschlungen hatte —, um sie hernach, zur Persönlichkeit umgestaltet, außer sich zu stellen. Und dies vermochte nur die Tatkraft zu vollbringen. An deren Entfaltung hatte ich es bislang zufolge meiner Sammelwut fehlen lassen. Jetzt wurde der Entschluß gefaßt, mich in Zukunft tatkräftig in den Dienst der Mitmenschen zu stellen, mich nicht nur meiner Haut zu wehren, sondern angreifswiese den Ungeheuern in jeder Gestalt, welche die Menschen ängstigten, schädigten und fraßen, mit des Geistes Schwert auf den Leib zu rücken.

Es gab in und um Eger immer noch „gescheidte und weise Männer“, die mit Kranken an Körper und Geist ihren Heilunfug trieben, wider das kalte Fieber, den Biß wütender Hunde, den Rotlauf, gegen Zaubereien von Hexen, Unholden und Uraunen, die unsinnigste Hifi-Hafi verordneten und viel Geld aus den abergläubischen Bedrängten zogen, ohne etwas Ersprießliches auszurichten.

Da kam eines Abends eine Zimmermanns-frau vom Megidi-Anger bei Eger zu mir und klagte über „sterbliche“ Ohnmachten bei der

Nacht. Ich fragte sie, was sie gebrauche, was für ärztliche Mittel sie angewendet hätte. Sie zögerte mit ihrem Geständnis und rückte erst heraus, als ich erklärte, ich müsse es wissen, meine Mittel würden sonst nichts nützen. Da bekam ich denn folgendes zu hören:

„Ich habe einen Mann aus Eger mit meinem schmutzigen Hemde in den Buchwald an der Bayreuther Grenze zu dem dortigen weisen Mann abgesandt, um mich von meiner Krankheit heilen zu lassen. Mit Beihilfe seiner Wünschelrute fand er heraus, ich hätte einen Gichtfluß in mir, gab dem Boten vier dreieckige Zettel, welche eingeschlagen und fest zusammengenäht waren, und befahl mir, einen jeden von den ersten drei Zetteln neun Tage am Hals zu tragen und nach selben neun Tagen rückwärts in ein fließendes Wasser zu werfen, ohne mich danach umzuschauen. Den vierten Zettel aber solle ich auf dem Rücken ins Niederleibchen einnähen und ein ganzes Jahr am Leibe tragen.“ Ich fragte sie nun, was der Mann für diese Zettel verlangt habe. „Für jeden dreißig Kreuzer Konventionsmünze“, gab sie mir zur Antwort.

Ich erteilte der abergläubischen Frau einen leichten Verweis, machte ihr begreiflich, daß sie das Opfer eines unverantwortlichen Betrügers geworden sei, und kennzeichnete den „weisen“ Mann, der ein verwilderter Holzspalter und Einödbewohner war, und, wie die Zettel bewiesen, weder schreiben noch lesen konnte, als einen Schwindler, der weder eine Ahnung von der Wissenschaft noch von der Religion habe, sondern mit Beihilfe von schlechtem Gesindel seinen teuflischen Kram als Wunderwerk ausposaunen lasse und seine „Kunst“ mit phantastischen Lügen unter den abergläubischen Leuten zu verbreiten wisse. Es scheine, die Betrogene habe auch kein rechtes Vertrauen zu Gott und der Heilkraft der Natur, gab ich ihr zu verstehen und forderte sie auf, mir die Zettel auszuhändigen. Zuerst weigerte sie sich, im Glauben, es könnte mir wie ihr schaden; es sei vielleicht Hexenwerk und Teufelei darin verborgen.

Ich wiederholte meine frühere Drohung, und sie übergab mir die drei Zettel, während ich den vierten ihr selbst aus dem Niederleibchen heraustrennte. Ich öffnete die Zettel, worauf sie sah, daß die heilsame Hiki-Saki aus gewöhnlichen Heuabfällen bestand. Sie sah den Betrug ein und erklärte nun, meinen Weisungen folgen zu wollen.

Ich verordnete der überarbeiteten Frau, nachdem ich sie tüchtig ausgeholt, eine zweimonatliche Ruhe vor dem Manne, eine ebenso lange Erholungszeit bei Verwandten, Reinlichkeit und nahrhaftes Essen, und hatte die Freude, sie nach Ablauf dieser Frist gesund und munter zu sehen — und dankbar über alle Maßen.

Allein aus des Teufels Buchhaltung wird keiner klug.

Der Wundermann verklagte mich nämlich auf Zauberei, da ich ohne jegliches Heilmittel die Frau gesund gemacht hätte. Indessen fiel er selbst in die Grube, die er mir gegraben. Denn wie die Ärzte, auf Grund von Zeugenaussagen, bei der Untersuchung herausfanden, daß ich meinen Heilerfolg ohne Anwendung von ärztlichen Mitteln, auf natürliche Weise und durch ein ganz richtiges Verfahren erzielt hätte, wurde ich vom Stadtgericht freigesprochen. Die Aussagen richteten sich nun, von mir aufgegriffen, gegen den Ankläger und führten zu weitgeschichtigen Untersuchungen, wobei eine Menge schöner Betrügereien ans Tageslicht kam. Bei seiner Verteidigung suchte er sich durch den Hinweis auf andere weise Männer, die straflos das Gleiche wie er getan hätten, reinzuwaschen, was ihm nicht gelang. Er erhielt vielmehr zwei Monate Kerkerstrafe, und seine Mitschuldigen — es wurde bei diesem Anlaß in Eger und Umgebung ein ganzer Rattenkönig von „weisen“ Männern ausgehoben — wurden ebenfalls zur Strafe gezogen; und alle hatten unter meiner Peitsche Blut zu schwitzen.

Ich muß gestehen: hier schien mir die körperliche Züchtigung am Platze. Anders konnte man solch gewissenlose Schwindler, die einfältigen armen wie reichen Leute für nichtsnutzige Ware schweres Geld abnahmen und sie obendrein in Gift und Seele verwirrenden Zauber- und Hexenwahn hineinstießen, nicht zum Verzicht auf ihr unsauberes Handwerk und wieder auf vernünftige Wege bringen. Je mehr ich Einblick in das Wesen und Treiben dieser Halbmenschen gewann, desto mehr war ich geneigt, aus der Not meines Berufes eine Tugend zu machen, und ich würde mich mit der Zeit damit abgefunden haben, wenn mir nur die blutige Sühne für Kapitalverbrechen abgenommen worden wäre. Jeder Beruf hat seine unansehnliche Rehrseite; aber vor der einen Handlung graute mir so, daß ich zu ihrer Ausführung jedesmal eine Überwindung brauchte, die meine Nervenkraft erschöpfte, mich zwei bis drei Tage ins Bett warf und völlig

arbeitsunfähig machte. Und ich war doch gesund und stark.

Zu meiner hohen Freude trat ein Ereignis ein, welches mir bewies, daß mein Abscheu vor meinem Beruf der Empfindung für wahres Menschentum und der Hoffnung auf kommende bessere Zeiten entsprang.

Kaiser Joseph, der Zweite, verminderte die Todesstrafen und bewirkte eine durchgreifende Umgestaltung der Gerichtshöfe. Schon war ich sicher, daß er die gänzliche Abschaffung der Blutschühne würde folgen lassen.

In der Seele jubelnd, begab ich mich mit der Nachricht nach Weihnachten — es war im Jahre des Heils 1788 — nach Königsberg. Sophie teilte mein Glück und machte es um so größer. „Nun erst bist du vor der Welt ein Mensch wie wir alle,“ rief sie und umarmte mich einmal ums andere, „ich hab' es geahnt, es würde so kommen.“

Ich war nicht wenig betreten. Ihren Worten und ihrer Haltung nachsinnend, erklärte ich mir ihren früher geäußerten Wunsch, die Hochzeit hinauszuschieben, mit ihrer Abneigung, dem Gatten vom Blutgerüst in sein Haus zu folgen. Wer weiß, ob nicht das Müllerpaar dahinter steckte?

„Du möchtest nicht gerne mit mir im Purpurmantel vor den Altar treten?“ fragte ich Sophie.

„Lieber ohne als mit,“ sagte sie lustig. „Übrigens heirate ich den Menschen, nicht den Mantel.“

Ich begriff sie und zürnte ihr nicht. Und als sie nun von den Vorbereitungen zur Hochzeit sprach, fühlte ich wohl heraus, daß der Gedanke an die Verehelichung in ihr lebendiger war als je zuvor. Einen andern Grund als meine Nachricht suchte ich einstweilen nicht dafür. Erst beim Weggang machte der Müller eine Anspielung, die mir einen Ruck zur Erkenntnis gab: „Im Frühling wär's schön zu heiraten. Für einen Vogel, wie die Sophie ist, gibt's immer ein vorrätig Nest.“

Als ich sie beim Abschied um Aufschluß bat, sagte sie heiter: „Der Müller hat immer einen Spaß im Kopf. Wahrscheinlich will er dich nur wunderig machen. Den Grafen brauchst du nicht zu fürchten.“ Nun erinnerte ich mich, daß der Müller bereits ein Wort über einen Grafen hatte fallen lassen, der in der Nähe ein Schloß bewohne und häufiger als je auf dem Müllergute vorjpreche. Er sei ein großer Pferdekennner, habe aber eine Vorliebe für blaue Augen. Auf die

Müllerstöchter konnte das nicht gehen, wohl aber auf eine der Mägde oder dann ...

Ich mochte den Gedanken nicht zu Ende denken, merkte aber an der Verstimmung, die sich meiner bemächtigte, wie er eingeschlagen hatte. Dann gab ich mir einen Ruck, um ihn abzuschütteln, was mir um so leichter gelang, als Sophie mich zum Abschied mit Tränen in den Augen umhalfte und sich an mich anschniegte, als hätte sie die Macht über sich verloren. Aber auf dem Heimweg wuchs er sich in meinem Herzen aus und bewirkte eine Beklemmung, die ich bislang nie an mir wahrgenommen hatte.

Meine Verstimmung fiel auch Margret auf, und als ich sie mehrere Wochen nicht los ward, drang sie in mich mit der Besorgnis, es möchte in Königsberg etwas nicht in Ordnung sein. Ob wir uneins geworden.

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete ich und wußte mich dabei aufrichtig und ehrlich. „Dann muß sonst etwas in dir bohren!“

Und sie hatte recht: Die Angst um Sophie bohrte sich mir ins Herz, und ich fing an, um ihren Besitz zu bangen. Zuletzt legte sie mich schlaflos. Wahrscheinlich taten meine Ahnungen Sophie unrecht. Was konnte ich dafür? Ich mußte jede Unklarheit in unserm Verhältnis beseitigen. Dies war ich nicht nur mir schuldig; also beschloß ich, reinen Tisch zu machen, und schrieb ihr einen langen Brief, zu dem ich noch einen andern Anlaß hatte.

Am 19. Februar 1789 kam des Kaisers Verordnung an den Magistrat der Stadt Eger, daß alle überflüssigen Stadtbeamten zu entlassen seien. Dies traf auch mich und war ein um so härterer Schlag, als mir zugleich das aus Chirurgen und Apothekern bestehende Pöhsikat zum zweitenmal Vorwürfe wegen meiner glücklichen Kuren machte, worauf der Magistrat mir verbot, hinfort irgend welche Heilhandlungen vorzunehmen, wie sie bisher mit meiner Amtsübung verbunden gewesen waren.

Ich hatte nun die Vierteljahrsbezüge des Scharfrichters nicht mehr zu erwarten und sah mein Gepäck auf schwankem Schiffelein verladen. Die Vermählung mußte neuerdings verschoben werden, da ich nicht leichtsinnig genug war, meine Braut in mein unsicheres Fahrzeug einzuladen.

„In der Not gibt's kein hart Brot,“ erschien mir als ein verzweifelter Trostspruch, der keinen Hunger stillt. Ich war vielmehr so geartet, daß mich ein Armboll Mißgunst noch besser dünkte als eine Handvoll Mitleid. Und die Türken

haben ein Sprichwort, das auch für abendländische Bräutigame Geltung hat: man sollte keine Frau nehmen, bevor man imstand ist, zwei zu erhalten.

Diese altbackene Weisheit, die mir im Leben vielfach entgegentrat, wollte ich nicht in den Wind schlagen wie ein unerfahrener Jüngling, dem die Augen erst im Elend aufgehen.

Das Scharfrichterhaus, in dessen Genuß mich die Behörde vorläufig beließ, weil vermutlich kein anderer Beamte diese verrufene Wohnstätte beziehen wollte, bot wohl drei bis vier Menschen gute Unterkunft, aber der Garten war doch nicht ausgiebig genug, um davon zu leben. Mein Nebenverdienst reichte jedoch nicht hin, um eine Familie zu ernähren; auch Margret war genötigt, sich außer dem Hause noch Arbeitsgelegenheit zu verschaffen.

So sah die Lage aus, in welche mich der neue Erlaß versetzte, und von welcher ich Sophie zu unterrichten hatte.

Wie bisher entnahm ich ihrer lieben Antwort, daß sie trotz ihrer Sehnsucht nach der Vermählung in keiner Weise zur Hochzeit dränge, da sie doch noch für eine wahrhafte Ausstattung zu sorgen habe.

„Ein reinlicher Haushalt verlangt viel Leinwand, und billige Ware käme für uns am teuersten zu stehen, da wir sie bald zu erneuern hätten, indessen dauerhafte Stoffe ein Leben lang aushalten. Als Hausfrau auswärts verdienen gehen, widerstrebt mir. Ich freue mich auf unsre dereinstige Selbständigkeit und weiß auch, daß ich genug zu tun haben werde, um meinem lieben Manne eine treue und helfende Gattin und den Kindern, wenn uns Gott solche bewilligt, eine besorgte Mutter zu sein. Also warten wir geduldig, bis unser Tag reif ist. Über den verwitweten Grafen von G..., der mir so lang wie breit vorkommt, brauchst du dir keine Gedanken oder gar Sorgen zu machen. Er ist ein lebenswürdiger Schwerenöter, wie diese Herren fast alle sind; sie nehmen nichts ernst, weshalb sie auch nicht ernst genommen sein wollen; für allfällige Unarten stehen hier aber eine Anzahl Dreschflegel handbereit. Der Ausblick in die nächste Zukunft soll dich nicht entmutigen. Einen Mann wie dich wird die Welt schon brauchen können; es kommt nur darauf an, daß einmal das richtige Licht auf dich fällt. Und wie sollte das nicht einmal bald eintreffen, da die Sonne demnächst wieder länger scheint?“

Wie ich neulich vom Grafen vernahm, redet

man bereits in Karlsbad von deinem kleinen Museum. Wie gerne möchte auch ich dahin wallfahrten! Käm' ich allein, wären wir zu zwei'n!“

Ich freute mich der guten Laune, die über diesem Briefe schwebte wie das Licht über den rieselnden Wellen der Eger und fühlte mich in der Liebe meiner Braut geborgen wie meine Schwalben im Nest unter meinem Dache. Zweifellos würde Sophie dereinst eine brauchbare tapfere Frau abgeben, die dem Leben mutig ins Auge sah.

So wuchs in mir das Verlangen, selbst der Schmied meines Glückes zu werden, und mein Unternehmungsgeist nahm einen neuen Aufschwung. Ich bestellte meinen Garten, sammelte neben den alten Talern, die ich zum Teil, wenn ich sie mehrfach besaß, mit Gewinn in gangbare Münze verwandelte, vor allem Mineralien, schöne Eisenerzstufen von Arzberg und Neualbenreuth, Bleispäte von Bleistadt, Schwerespäte aus Mies, manches aus Schlackenwald und Joachimstal, wobei ich zur Bestimmung Professor Succows Handbuch und später das von Venz benützte. Im geheimen setzte ich, ausschließlich auf dringenden Wunsch der Patienten meine Naturheilkuren fort und fristete so mein Leben. Aber je besser es mir ging, desto sicherer blickte ich in die Zukunft, und je mehr dies der Fall war, desto stärker wurde das Verlangen nach der Lebensgefährtin, der ich in einsamen Nächten entgegenstöhnte. „Was seufzest du wieder?“ rief mir Margret, die in der Kammer nebenan ebenfalls nachlag, durch die Scheidewand zu.

„Nach meinem Stern,“ lachte ich so trocken wie möglich. Da hob sie an zu trällern: „Die Sterne, die begehrt man nicht; man freut sich ihrer Pracht“... Aber dann fing sie unermittelt auch zu seufzen an und sagte in klagendem Ton: „Ach, es möchte jedes seinen Stern haben!“

Die Gunst der Zeit half uns über die Not des Herzens hinweg. Neun Monate vergingen, ohne daß wir Schaden litten an unserer Seele, da tauchte ganz unvermutet ein Licht auf und warf seinen milden Schein auf unsern Lebensweg.

Wenn die Herren vom Rathhaus kommen, fällt jedem ein guter Rat ein, und so geriet auch der gute Kaiser Joseph der Zweite, als er seinen Erlaß wieder erwog, nachdem er ihn ins Reich gesandt hatte, auf eine Verbesserung, die meinen Geldverhältnissen wieder aufhalf.

Es kam von der höchsten Landesstelle eine Gegenverordnung, wonach man den Scharfrich-

ter bei der Stadt wieder anstellen durfte. Zugleich ging das Gerücht, dieser hätte in Zukunft nur als Schreckmännchen zu dienen und würde bald keine Blutrurteile mehr zu vollstrecken haben, wie man denn bereits als höchste Strafe die lebenslängliche Kerkerhaft verhängt hatte.

Mein Herz hüpfte vor Freude und ich wiegte mich in dieser Täuschung und war froh, neben dem freien Quartier mein Salär mit 52 Gulden jährlich samt Deputat von zwei Karren oder zehn österreichischen Mezen Korn regelmäßig zu beziehen, was immerhin einen schönen Beitrag zu meinem Einkommen bedeutete und mir nach jedem Quartal wie gefunden vorkam. Die Heilfuren, die ich nun wieder offen vornehmen durfte, brachten noch mehr ein, und so trug ich mich mit dem Gedanken, Sophie endlich heimzuführen.

Dieser hatte freilich einen wuchtigen Gegner gefunden, der aus der Anspielung Sophies auf die Nachkommenschaft und einer Bemerkung des Grafen entstand, die er im Gespräche mit ihr hatte fallen lassen: Ein Scharfrichter sollte nicht ans Heiraten denken; denn der Fluch, der auf seinem Berufe lastete, vererbe sich unweigerlich auf den Sohn. Sophie hatte ihm darauf freilich derb genug geantwortet: Ein Scharfrichter stehe im Dienste der Gerechtigkeit und sei also von Gott eingesetzt, was man von faulenzenden Grafen nicht sagen könne. Mit den aus dem Herkommen Bevorzugten werde die nächste Zeit aufräumen und Platz an der Sonne schaffen für die, welchen Gott und die Natur nutzbringende Gaben verliehen hätten.

Aber über den Streit zwischen zwei gleichwertigen Gedanken freut sich immer der Dritte: die Leidenschaft. Sie machte dem Gezänke zwischen Soll ich? und Soll ich nicht? kurzerhand ein Ende und trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach Königsberg, wo ich sicher war, von meiner lieben Gegenseite die freudige Zustimmung zur Hochzeit im Frühling zu vernehmen. Margret begleitete mich, um ihrem Hermann Eberl die gleiche Überraschung zu bereiten.

VIII.

Noch lag der Schnee fußtief im Lande und war das Stapfen beschwerlich. Allein der Hinblick auf das herrliche Ziel unserer Wanderung half uns über das Mühsal hinweg, und so zogen wir voll freudiger Erwartung in Königsberg ein und begaben uns in die Rote Mühle.

Aber da sah's nicht anders aus als in einem Geflügelhof, wenn's donnert. Die Knechte und

Mägde standen still und horchten auf, zwinfernten einander mit den Augen bedeutsam zu, oder verzogen sich, die Müllerschwestern blickten an uns vorbei und wußten nicht recht, ob sie sich davon machen oder uns zum Gruß entgegen kommen wollten, und wie wir in die große Stube kamen, erhoben sich die beiden Alten stumm von ihren Stühlen und drückten uns die Hand, als ob sie uns schmerzliches Beileid bezeugen müßten.

„Was ist hier geschehen?“ fragte ich verwundert, und der Müller wackelte traurig mit dem Kopf und sagte: „Wenn wir's nur wüßten!“, wobei es ihm die Stimme verschlug.

„Aber ihr seht ja alle aus und tut so, wie wenn euch ein Schreck in die Seele gefahren wäre,“ drang ich in die beiden Alten.

Da fand die Müllerin das Wort: „Sie ist nicht mehr da. Seit gestern vermiffen wir sie!“ Es schlug ihr die Hände vors Gesicht, und sie schluchzte.

„Wer? Die Sophie?“ entfuhr es mir angstvoll.

„Ja, die liebe Sophie Eberl,“ bestätigte nun der Müller, der seine äußere Ruhe wiedergefunden hatte. „Daß sie uns freiwillig verlassen hat, können wir nicht glauben; denn wir lebten mit ihr im schönsten Frieden. Daß sie sich ein Leid angetan, ist auch nicht anzunehmen, denn sie war glücklich und voller Zuversicht, wie es bei einem so tätigen Menschen fast nicht anders möglich ist. Aber seit gestern nachmittag, wo sie zwischen Licht und Dämmerung, wie gewohnt, um sich in der frischen Luft zu erholen, vors Dorf hinaus ging, ist sie verschwunden. Das ganze Königsberg haben wir ausgefragt und überall nachgeforscht — bis an den Fluß hinunter — und weder eine Auskunft über ihr Verbleiben erhalten, noch eine Spur entdeckt. Verschwunden ist sie!“

Die Müllerin mochte gesehen haben, daß ich blaß wurde, und schob mir ein Glas Wein zu: „Trinken Sie ein paar Schlucke, Herr Hufz. Das Herz muß sich gegen solche Überraschungen auflehnen.“

Ich folgte ihrem Rate, und Margret stieß leise mit mir an und sagte ermunternd: „Sophie kann nicht verloren gegangen sein!“

Dieses Wort holte die Gedankenkräfte aus dem Unterbewußtsein herauf, welche ich für den Augenblick nötig hatte, und rasch entschlossen bat ich den Müller, mir die Straße zu zeigen, die Sophie auf ihren Spaziergängen einschlug.

Kurz vor dem Dorfe führte ein glatt ver-

schneiter Weg zur Eger hinunter. Ich überblickte ihn und sagte: „Da brauchen wir sie nicht zu suchen!“

„So Gott will, nicht!“ meinte der Müller, und wir gingen auf der Heerstraße weiter. Es hatte ein Schäumchen Neuschnee gelegt, und die Wagen Spuren waren etwas verwischt. Trotzdem nahm ich, nachdem wir einige hundert Schritte gemacht hatten, im wagrecht auffallenden Abendlicht eine Stelle wahr, wo der Schnee wie auf Ackerschollen lag und die Spur von Schlittenfufen sichtbar wurden, die eine ganze Wendung machten und dahin zurückkehrten, von wannen sie gekommen waren. Pferde mußten hier angehalten und gewendet worden, mehrere Menschen herumgestapft sein.

Wir gingen, der Müller, Margret und ich, den Spuren des Schlittens noch eine Zeitlang nach, mußten aber dann ohne Erfolg umkehren, weil die Schatten der Nacht bereits an den Bergen hinaufstiegen. Als wir mit Laternen wieder kamen und die Verfolgung aufnahmen, wurden wir plötzlich inne, daß hier starker Neuschnee gefallen war, der alle Spuren verdeckte.

Die Nacht hindurch schrieb ich rastlos an alle Polizeistellen der Nachbarschaft, auch an die Kommandantur in Eger, was vorgefallen war und was wir beobachtet hatten, und forderte sie zu eifriger Nachforschung auf. Margret sandte ich am folgenden Tag mit dem Postwagen nach Hause; ich selber blieb in der Roten Mühle und machte mich von da aus auf die Suche nach der verlorenen Liebsten.

Mehrere Tage lang hatte ich schmerzlich auf Antwort zu warten; aber von keiner Seite ging eine Botschaft ein, die mich beruhigt oder meine Vermutungen auf einen sichern Weg geleitet hätte. Sophie blieb verschollen.... Dennoch gab ich die Hoffnung, sie wiederzufinden, nicht einen Augenblick auf; mit allen Fasern meines leiblichen und seelischen Daseins fühlte ich mich mit ihrem Wesen verbunden. Nur ward die Sehnsucht nach ihr jeden Tag glühender und die Hoffnung qualvoller, so daß eine Entspannung über kurz oder lang eintreten mußte. Darf ich es gesteh'n? Ich dachte mehrmals, mit welcher teuflischen Lust ich denjenigen stäupen würde, der sich an Sophie vergangen hätte; und immer mehr verdichtete sich mein Verdacht gegen den Grafen v. G.*), dessen Augenspiel gegen Sophie

*) Der Verfasser kann sich nicht entschließen, den Namen völlig auszuwischen, da Nachkommen des Grafen heute noch leben.

mich einmal im Traume geängstigt hatte. Jeden Tag kam ich mehrmals zur Rehrstelle zurück, in der Ahnung, von hier aus einen Wink zu erhalten. Alles umsonst.

Endlich trat strenges Lauwetter ein. Da sah ich eines Vormittags, wie ich die Stelle noch einmal genau untersuchte, in der Sonne etwas aus dem Straßenkot aufblitzen. Als ich mich darauf stürzte, was sah ich? Das silberne Wappenschildchen des Grafen v. G., das sich von einer Karossen- oder Schlittentür abgelöst haben mußte. Die Sachlage ward mir mit Blitzesschnelle klar: Sophie war von ihm entführt worden. Man muß doch die Vögelein fangen, wenn sie ausfliegen und allein sind.

Der Müller war auch meiner Meinung und jammerte, daß er ein schlechter Hüter meiner Braut gewesen sei. „Dazu hat man ja den Bräutigam und danach heißt er“, sagte er, indem er sich kläglich selbst bespöttelte, und zugleich erklärte er, wenn das Vögelein wieder zum Vorschein komme, solle ich es in Gottes Namen in den Käfig tun, in den es hineingehöre. Er sei zu alt, um eine junge Braut zu hüten.

Als die Polizei, über die neueste Nachricht höchst verblüfft, nicht aus und ein wußte, da man gegen einen großen Herrn nur auf allerfeinsten, für sie einstweilen unerfindlichen Umwegen und nur auf höheren Befehl vorgehen konnte, beschlossen wir, zur Selbsthilfe zu greifen.

Halb Königsberg stellte sich uns zur Verfügung. Mit Waffen, Heugabeln, Dreschlegeln und Sensen gedachte man vor das Schloß des Grafen zu rücken, das unweit von Königsberg auf einem hohen schwarzen Felsrücken stand, aber aussah wie eine Festung, die umsichtig belagert und erstürmt sein wollte.

Mitten in der Rüstung empfing ich jedoch durch einen reitenden Boten einen Brief von Sophie: „Liebster! Wir haben hier alles erfahren, was ihr zu unternehmen gedenkt. Ich bitte dich im Auftrag des Grafen, von allen Gewaltmaßnahmen abzustehen. Unter dieser Bedingung kannst du mich morgen abend heil und munter in deinen Armen haben. Dann erzähl' ich dir mein drolliges Abenteuer, das sich ohne mein Zutun abgespielt hat. Ich bin aber nicht sein Opfer geworden!“

Ich atmete auf und mit mir die ganze Müllersfamilie; der Bote nahm die erwünschte Antwort mit. Freilich stach uns alle die Neugierde, wie das Abenteuer endgültig verlaufe.

Aber nachdem wir, der Müller, Hermann

Eberl und ich, der hilfsbereiten Bürgergarde den Befehl zur Ausrüstung gegeben, überfiel mich eine solch wohlige Mattigkeit, daß ich mich in meiner Stube aufs Bett warf und einschliefe, um bis zum folgenden Mittag nicht mehr zu erwachen. War das Mittagessen in den letzten Tagen stumm und traurig wie der erste Teil einer Leichenfeier verlaufen, so glich das heutige dem zweiten Teil des Leichenmahls, wenn die lachenden Erben, unter der Nachwirkung der duftenden Weine und köstlichen Speisen, die Masken ablegen, ihrer Freude über die unverdiente Erbschaft die Zügel schießen lassen und mit aller Welt auf gute Freundschaft anstoßen. Und wenn hier die Gesellschaft nur noch sich wundert und fragt, wieviel es wohl sei, so verschaffte sich an unserm Tisch die Neugier in hundert Frageformen Luft, wie und wann Sophie wohl zurückkomme; der Knechte Einbildungskraft war unerschöpflich, so daß die Mägde nicht aus dem Lachen herauskamen und sich häufig genug überschluckten. Gemessener ging es am obern Ende des Tisches zu; auch hier waren alle voll freudiger Erwartung. Der alte Müller schien von einem schweren Kummer befreit zu sein, während den beiden Töchtern Verwunderung aus den Augen leuchtete, wenn sie mich über das Gedeck hinweg ansahen.

„Nachher, wenn die Sophie wieder da ist, gibt's wieder gräßliche Küche, gelt, Vater?“ meinte die ältere. „Das ist dir auch recht.“

„Aber am Ende kommt sie als Frau Gräfin zu uns zurück, und da wird sie uns nicht mehr die Küche besorgen,“ scherzte halb im Ernst die jüngere.

„Na“, entgegnete die Mutter, „dann muß es auch ohne gehen und wird es; ihr habt ihr ja das Beste abgelernt. Nicht?“

„Ja“, brummte der Alte, „für ewig wird sie der Herr Fuß nicht bei uns lassen wollen.“

Ihr Königsberger könnt ja keinen Scharfrichter brauchen,“ gab ich zur Antwort; „sonst würde ich gerne den Platz wechseln.“

Der Müller war es zufrieden und sagte: „So nicht! Aber ich meine, wenn Sie das Müllern lernen wollten, dann wär's mir eben recht, sofern mir meine Töchter nicht bald einen Helfer von Beruf zuführen.“ Die beiden Mädchen erröteten und blickten in ihre Teller hinein; der Vater hatte wieder einmal etwas zu viel gesagt, indem er auf ihre heimliche Liebe anspielte.

„Das Müllern“, sagte ich, „möcht' ich freilich auch noch lernen. Das ist ein tugendhaft

schöner Beruf; denn man geht dabei immer im Kleide der Unschuld.“

Jetzt erhob sich der Meisterknecht vom Tische, dem Gesinde das Zeichen zum Beten und zum Aufbruch zu geben. Kaum war das „Gelobt sei Jesus Christ“ vermurmelt, so wandte er sich, unter der Türe stehend, nochmals um und sagte: „Und doch haben die, welche nichts von der Sache verstehen, ein übles Sprichwort auf die Meistermüller gedreht: ‚Niemand ist frecher als des Müllers Hemd; jeden Morgen nimmt es einen Schelm beim Tragen.‘ Aber es geht nichts über einen gerechten und braven Müller. Unser Meister ist einer von diesen; und wer mir das anzweifelt, den hau' ich über die Ohren!“

Sagte es und ging, und das übrige Gesinde hinter ihm her.

„Christoph!“ rief ihm der Müller nach, „soviel hast du deiner Lebtag nicht geredet. Der Himmel weiß, ob es wahr ist, was du gesagt hast.“ Da rief die Mutter ernst: „Nein, das wissen wir alle; und Gott lohn' es dem Christoph, daß er das bekant hat. Denn, wo der Meister nicht grad ist, muß auch das Gesinde krumm werden.“

Wir waren, gemüthlich angeregt, nun unter uns — man zählte mich ja auch zur Familie —, so sehr war Sophie geliebt, und sprachen über allerlei Vorkommnisse auf der ‚Roten Mühle‘ und in Eger, als urplötzlich eine mit zwei edlen Rappen bespannte, silberschimmernde Karosse im Hofe vorfuhr. Ein Jäger stieg vom Bock und öffnete das Verdeck und heraus aus der Tür juckte und sprang in einem prachtvollen rotbraunen Pelzmantel, der nur das Gesicht und ihr goldblondes Haar freiließ und ihr bis an die Knöchel reichte, meine Sophie.

Es war, wie wenn die liebe Sonne nach langen, grauen Regentagen endlich durch die Wolken bricht, als die Vermählte unter uns trat und beglückwünscht wurde, während ihre leuchtende Gegenwart alle beglückte. Denn es leuchteten in der That ihre schönen blauen Augen wie im Gefühl eines hohen Sieges.

Die beiden Haustöchter sprangen auf sie zu und herzten sie, die Mägde und Knechte staunten sie freudig verwundert an, und die alte Müllerin faltete Gott lobend und dankend die Hände. Jetzt führte der Müller sie mir zu und ich schloß sie in die Arme, keines Wortes mächtig, während der Hofhund, über das plötzliche Wiedersehen außer sich geratend, sie mit einem Freudengebell begrüßte.

Der Lenker der Karosse wendete, seines Amtes ledig, den glänzenden Wagen und stob damit zum Hof hinaus, daß die Steine Funken warfen.

In der Stube angekommen, warf Sophie den Mantel aufs Lotterbett, das an der Längswand beim Ofen stand. „Die Hasnacht ist jetzt vorbei, also weg mit dem Narrenrock!“ lachte sie, setzte sich hin und zog mich, der ich noch halb betäubt war, zu sich nieder. Kaum sah ich sie in ihrer gewöhnlichen Hausstracht, war der Zauber gebrochen, und ich bat sie um Aufschluß über ihr Abenteuer.

„Ja“, lachte sie, „das kann ich euch umständlich erzählen, und ihr dürft es alle hören; denn es gibt nichts zu weinen.“

Und nun sprudelte es frisch wie ein Wiesenquell ihr über die Lippen, und ich merkte wohl, daß alles, was sie sagte, genau der Fülle des Erlebten nachging und daß sie nichts davon und dazutat und auch nichts zu verheimlichen hatte:

„Wann war's doch? O, ihr wißt es besser als ich; denn ich habe so Merkwürdiges erlebt, daß mir der Kopf davon summt wie ein Bienenhaus im Frühling.... Ich ging, nichts Schlimmes ahnend, sondern eher von holder Zukunft träumend, vor Einbruch der Dämmerung meinen gewohnten Spazierweg vors Dorf hinaus der Eger entlang, als mir plötzlich ein schönes Schlittengefährt aus dem Nebel entgegenkam, auffälligerweise ohne Schellengeläut. Bei mir angekommen, hielt der Kutscher das Gefährt mit einem Ruck an und heraus sprangen zwei Männer mit schwarzen Larven, die auf mich zueilten und mir die Hand auf die Schulter legten. Der eine sprach zu mir: „Gnädiges Fräulein geruhen einzusteigen. Wir haben Befehl von unserm Herrn Grafen, der Allerbestes mit Ihnen vorhat.“

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr mir.

„Schlagen Sie keinen Lärm, sonst müssen wir Gewalt brauchen.“

Ich suchte mich den beiden zu entwinden, um heimwärts zu fliehen; da hatten sie mich auch schon gefaßt, trugen mich zum Gefährt, und schlossen mir mit einem Tuch den Mund. Ich strampelte nach Leibeskräften und wehrte mich, indem ich mit den zappelnden Füßen die Schlittentür zuschlug und stoßend und mich zusammenziehend gegen die Gewalt ankämpfte, mit der sie mich in den Schlitten einführen wollten. Die Tür wurde ganz zerkratzt und das Wappenschild

fiel in den Schnee. Endlich lag ich im Schlitten, der inzwischen gewendet worden, und wurde in jenen Mantel dort eingewickelt — und fort ging's in sausendem Galopp rückwärts in den Nebel hinein, daß die Luft mir um die Ohren pfiß. Dann endlich langsamer und schließlich ganz gemächlich, je steiler es einen nächtlichen Hügel hinanging. Jetzt klingelte einer der Männer mit dem im Schlitten verborgen gehaltenen Schellengehäng, und wir hielten vor einem mächtigen Schloß an, dessen Tor geräuschlos aufging. Im Hofe standen zwei Fackelträger, die mich das Treppenhaus hinaufbegleiteten, wo mich, oben angekommen, unser Graf von G. in freudiger Erregung empfing und in einen prunkvollen Saal führte.

„Liebste Fräulein“, sagte er, „haben Sie keine Angst. Was ich mir erlaubt habe, ist der erste und letzte Gewaltakt, den ich Ihnen gegenüber beging. Schon lange gedachte ich um Sie zu werben. Als ich vernahm, daß Sie Königsberg in Bälde verlassen würden, überraschte mich der Entschluß, Sie ihren Beschützern zu entführen. Die Gelegenheit zerrinnt, dieweil der Narr sich besinnt, sagte ich mir und verfügte etwas grausam, wie Sie wissen.“

Der lebenswürdige Ton, mit welchem er dies vortrug, und sein zurückhaltendes Benehmen, das mir jede häßliche Handlung auszuschließen schien, bewirkten bei mir eine wohlthuende Entspannung, die sich in einem Seufzer Luft verschaffte.

„Aber Sie wissen doch, Herr Graf, daß ich verlobt bin.“

„Ist manchmal doch ein Lorenstreich, und sieht's auch dem des Weisen gleich,“ lächelte er und sagte: „Ja, ich weiß es, gnädiges Fräulein, und dennoch.... Darüber wollen wir später reden.... Gewähren Sie mir nun die Freude, sich ein paar Tage bei uns wohl zu fühlen und einzuleben — und alsdann verfügen Sie über Ihr Schicksal nach freiem Willen. Gerade um Sie demjenigen anderer Leute zu entziehen, beging ich das Wagnis.... Ich lasse Sie nun ein Weilchen allein, damit Sie sich erholen und in die unverhoffte Lage hineinfinden können. Dann bitte ich Sie, meine beiden Kinder zu empfangen, denen Sie eine treffliche Mutter werden könnten wie mir eine liebe Gattin, und beim Abendmahl wollen Sie mir erlauben, Sie an meiner Seite zu haben.“

Unter Verbeugungen zog er sich zurück und nickte mir unter der Tür nochmals freundlich zu.

Es war zum Loben und zum Pfeifen. War je ein Weib in solcher Lage?

Ich schloß, von der lange genossenen Winterluft ermüdet, die Augen, und bald war mir, als hätte meine Seele ihr Gleichgewicht wiedergewonnen und wäre bereit zu Unterhandlungen. Schon konnte sie über das jüngste Erlebnis, das mir allmählig mehr komisch als tragisch vorkam, im stillen lächeln; denn der Graf wußte stets den Eindruck eines gutmütigen Mannes zu erwecken. Freilich hätte ich nach dem ersten Eingriff in meine persönliche Freiheit noch keine Bürgschaft gegen einen zweiten übernehmen wollen, und so war ich denn auf die Entwicklung der Dinge trotz dem feinen Empfang auf dem Schloß furchtbar gespannt.

Aber alle Angst wich von mir, als mir die beiden Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, im Alter von 8 und 6 Jahren vorgestellt wurden. Es waren zwei zarte und liebliche Wesen, die sich so unbefangen und zutunlich benahmen, als wäre ich ihnen längst bekannt, weshalb denn bald ein vertrauliches Verhältnis zwischen uns aufkam. Wahrhaftig, sie erschienen mir als rechte Schutzengel, in deren Obhut mir nichts Übles zustößen konnte. Es war nicht anders möglich, als daß ihr Vater mit ihnen in liebevollster Weise über mich gesprochen haben mußte. Und so wurde mein Gemüt tief bewegt, als das Mädchen — wir hatten kaum ein halbes Stündchen uns unterhalten — auf einmal in bittendem Tone zu mir sagte: „Ach, Fräulein Eberl, wollen Sie nicht bei uns bleiben. Wir haben schon lange keine Mutter mehr.“ Weiß Gott, es fielen mir Tränen aus den Augen, und ich mußte die beiden Kleinen an mich ziehen und herzen. Und dann gab ich mich mit der Antwort gefangen: „Ihr seid so lieb, daß ich gerne ein paar Tage bei euch bleibe.“ Mit einer abschlägigen Antwort hätte ich ihnen nicht wehtun mögen, und anderseits stellte ich mir vor, daß ihr Vater mich keineswegs von heute auf morgen entlassen würde, nachdem er solch außergewöhnliche Anstalten getroffen hatte, um dauernd oder vorübergehend in meinen Besitz zu gelangen.

Die beiden Menschlein schienen über meine Antwort erfreut zu sein, und so war denn der Auftakt zu einem gemütlichen Abendmahl gegeben, das ich mit ihnen in Anwesenheit ihres Vaters teilte, und das von zwei Dienern in Standeskleidung auf silbernen Geschirren und in kristallinen Gläsern aufgetragen wurde.

Der Graf war aufgeräumt und erzählte leb-

haft von seinen Waldjagden, seinen Fahrten nach Wien und den politischen Geschäften, die ihn dorthin riefen, wobei ihm freilich von Zeit zu Zeit ein Stoßgeußzer persönlicher oder allgemeiner Art entfuhr: „Aber niemand nimmt Anteil an dem, was man tut,“ oder „der Mann gedeiht nur in der Achtung des ihn liebenden Weibes,“ „Aber Ruhm ist Firtlesanz; geliebt zu sein und lieben zu dürfen, ist der einzige Heiligenschein, nach dem ich strebe.“ Solche und ähnliche Sprüche fielen aus seiner Rede, wie andern die Brotsamen auf den Teller fallen, wenn sie das Brot brechen, und ich merkte wohl, wo er hinaus wollte, griff aber seine Anspielungen nicht auf.

Um einer ernsthaften Unterredung unter vier Augen nach dem Essen auszuweichen, bat ich um die Erlaubnis, die beiden Kinder schlafen zu legen. Er fühlte die Absicht, ward aber nicht verstimmt, sondern erklärte, es sei natürlich, daß ich nach der Aufregung dieses Tages allein sein wolle. Die Jose werde mir die Gemächer anweisen. So wünschte ich ihm eine gute Nacht und er küßte mir die Hand und sagte: „Eine gute Nacht und dann — ein guter Entschluß!“

Nachdem ich mit den Kindern, aus deren Augen mir reines Glück ertgegenlachte, gebetet hatte, begab ich mich auf mein schön ausgestattetes Schlafzimmer mit einem verschleierten Bette, und da ich noch nicht schlafreif war, ging ich in das geöffnete, in Perlen strahlende, anstoßende Gemach hinüber, das von einer feinen Dame als Lese- und Schreibzimmer benützt worden sein mochte, um mich ein wenig zu zerstreuen und dadurch meine erregten Sinne zu beschwichtigen. Feingebundene Bücher lagen auf dem Tisch und standen in geschnitzten Schränken. Ich nahm eines ums andere heraus und versuchte zu lesen; aber es ging nicht. Zu neu war die Lage, zu verschiedenartig die Eindrücke des Tages. Endlich warf ich mich in einen Lehnstuhl, schloß die Augen, und sann über mein Erlebnis nach....

Wie lange ich geschlafen haben mag, weiß ich nicht. Plötzlich wurde ich geweckt; es hatte jemand an die Türe geklopft. Ich öffnete. Die Zimmerjose trat herein und entschuldigte sich: Der Herr Graf hätte noch Licht in meinen Zimmern gesehen. Es sei schon Mitternacht, und um Feuergefähr zu vermeiden, hätte er ihr befohlen nachzusehen, da ich ohne Zweifel eingeschlafen sei.

Nun bat ich um Verzeihung, löschte, ging auf mein Schlafzimmer und schlüpfte schleunig in die schneeweißen, seidenweichen Linnen. Da

erfuhr ich wieder einmal, daß ein ruhiges Gewissen das sanfteste Ruhefissen ist, denn ich schlief durch und erwachte erst, als die Jose anklopfte und mir die Schokolade und allerlei feines Gebäck zum Frühstück ans Bett brachte. Zugleich die schönsten Kleider und Überwürfe, daß es mich einen Augenblick gelüstete, mich wie für einen Maskenball herauszuputzen, um dem Herrn des Schlosses meine Auffassung von dem Abenteuer begreiflich zu machen. Doch hätte dies, wie ich's mir überlegte, als Leichtfertigkeit ausgedeutet werden können, und so begnügte ich mich mit einem blausamtenen Morgenkleid, das mir nicht übel stand, wie ich aus meinem Abbild im Goldrahmenspiegel erkannte.

Raum stand ich indessen wieder vor dem Grafen, ergriff mich bitterer Mißmut, weil ich keinen Ausweg aus dem Gefängnis sah, und schlug die Augen nieder. Da scherzte er: „Die schöne Oberl macht ein Gesicht wie die gute Stadt Eger an einem hochheiligen Feiertag, wenn die lustigen Kramläden alle geschlossen sind.“

Aus dem Ton der Rede fühlte ich heraus, daß ich einem im Grunde harmlosen Menschen gegenüberstand, und als mir ein paar Tränen der Erleichterung über die Wangen fielen, tunkte ich sie rasch mit dem Taschentuch auf.

„Und wenn's gar noch regnet!“ lächelte er. „Solange Sie auf meinem Schlosse sind, wird Ihnen nichts Schreckliches zustoßen.“ Und er streichelte mir das Kinn wie einem Kinde.

Als ich mich erholt hatte, führte mich der Graf in Begleitung seiner Kinder durch das ganze Schloß, das einen Reichtum und eine Pracht zur Schau stellte, wie sie sich nur durch die unablässige Gewinnarbeit mehrerer Geschlechter einstellen können. Von allen Dienern und Dienerinnen wurde ich mit Knixen begrüßt, daß mich ein vorher nie wahrgenommenes Selbstgefühl beschlich, welches mir einen Augenblick Herzklopfen verursachte, als der Graf, mit mir in einen Erker tretend, in das verschneite, jetzt von der Sonne vergoldete Tal mit seinen Dörfern und Weilern hinabwies und das stolze Wort sprach: „Dies ist alles mein — ich lege es zu Ihren Füßen!“

Ich schloß die Augen und vermochte kein Wort hervorzubringen; aber, nachdem ich die Überraschung überwunden, wandte ich mich ab von dem verführerischen Anblick und fand den Ausweg aus der Enge mit dem Scherzwort: „Es liegt ja schon zu meinen Füßen.“

Er faßte meine Hand und drückte sie, wie

um sein Angebot zu bestätigen, und sagte stürmisch: „Heute Nachmittag wollen wir die Lage der Dinge besprechen.“

„Gerne, Herr Graf; nur habe ich wenig zu sagen.“

„Ich um so mehr!“

Nach dem Mittagessen, bei dem er wiederum die Unterhaltung allein bestritt, indem ich mich absichtlich stets an die Kinder wandte und ihm womöglich auf dem Umweg über dieselben meine Antworten gab, lud mich der Graf zum Kaffee ins Erkerzimmer ein.

„Ich schätze Sie viel zu hoch ein,“ knüpfte er, als wir uns am Erkertisch gesetzt hatten, an die am Vormittag zuletzt gefallenen Worte an, „als daß ich annehmen könnte, Sie würden den Verlockungen eines Lebens im Wohlstand erliegen und ihm zulieb auf Ihre Verlobung verzichten. Aber Sie haben offenbar die Rehrseite der Medaille mit dem Revers auf die Zukunft zu wenig in Betracht gezogen. Herr Fuß...“

Da unterbrach ich ihn mit dem Einwurf: „Bitte, Herr Graf, kein Wort über meinen Verlobten!“

„Gewiß, kein Wort über ihn; er ist ein tüchtiger Mann; im übrigen unterdrücken Sie, bitte, das kalte „Herr“ und nennen Sie mich einfach: Lieber Graf. Das Entscheidende ist für Sie der Beruf, in dem er wirkt, mit tausend sichtbaren und unsichtbaren Schranken umstellt und ihn von der menschlichen Gesellschaft ausschließt, wird doch der Mensch in ihm furchtbar leiden müssen und Sie mit ihm. Auch Sie werden überall auf verschlossene Türen stoßen und so wird Ihre schöne Seele, die doch nur im Umgang mit andern warm und lebendig bleibt und reich wird, erkalten, vertrocknen und verarmen. Wenn ich demnach um Ihre Liebe werbe, um Sie als Gattin zu besitzen, geschieht es nicht nur um meinetwillen. Ich bewahre Sie vor einem schrecklichen Schicksal.“

Ich erhob mich vom Sitze, um mich schweigend zu entfernen; da stand er auch auf, legte seinen Arm mir um die Schultern und flüsterte: „Und dann, bedenken Sie den Fall, daß Sie jungen Wesen das Leben schenken, die unter demselben Verhängnis leiden wie ihr Vater.“ Ich entwand mich sachte dem Arme des Grafen, der mich unmerklich, aber doch fühlbar an sich ziehen wollte, schritt ins Zimmer hinein und sagte: „Es hat jeder Mensch sein Schicksal zu tragen, und wenn zwei treu zusammenhalten, wird's um so leichter.“

Übrigens, Herr Graf, wird mein Karl nicht lange mehr sein schauriges Amt zu versehen haben“

„Wie so?“ fragte der Graf, und es war der Ton einer ernststen Enttäuschung.

„Die Zeiten ändern sich,“ fuhr ich fort, „und Sie wissen es besser als ich, Herr Graf, daß der christliche Staat, je menschlicher und aufgeklärter die Gesellschaft wird, seinen Gliedern um so weniger das Beispiel des Tötens geben und gegen eines der heiligsten Gebote sündigen darf.“

„Aber Ordnung muß sein! Sie macht das Wesen des Staates aus.“

„Kein Zweifel; aber das Beispiel des Tötens erzeugt mehr Verbrechen als es Menschen vom Verbrechen abhält. Wie viele Unschuldige wurden verbrannt und hingerichtet, wie viele Schuldige ausgetilgt, aus denen man mit ein bißchen Liebe brauchbare und gute Menschen hätte machen können. Wir hören schauernd die Bottschaften der letzten Jahrhunderte über die Opfer der Ungerechtigkeit und können uns noch nicht erheben, um gerecht zu sein und Liebe zu üben. Macht geht immer noch vor Recht. Und dies im Zeitalter der Aufklärung und des Glaubens an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts!“

Ich wollte, erregt wie ich war, leidenschaftlich weiter fahren, da stellte sich der Graf vor mich hin, legte mir seine rechte Hand auf die Schulter und rief: „Und Sie wollen die Frau eines Mannes werden, dem zu töten Beruf ist!“

Ich wand mich in der Qual des Widerspruchs zwischen der harten Roheit der Gegenwart und der zarten Hoffnung auf die Zukunft; aber da riß mich der Glaube an die Menschheit, in der sich der Wille des Himmels auslebt, zu dem Ausruf hin: „Wenn ihr den Richter verachtet, so schafft doch die Hinrichtung ab Gott muß uns aus der Not des Herzens helfen!“

Der Graf ließ davon ab, weiter in mich zu dringen; wie gelähmt ließ er den Arm fallen und sagte mit schwacher Stimme: „Wir müssen uns nochmals sprechen, wenn Sie ruhiger geworden sind und auf die Stimme der Vernunft hören mögen.“

Dann ging er mit schleppenden Schritten aus dem Gemach und ließ mich bis zum Abendmahl allein oder mit den Kindern.

Beim Essen saß er wie geknickt da und sprach wenig, so daß die Kinder sich darüber wunderten und ihn mit großen Augen anschauten. Einmal sprach er wie im Traume vor sich hin: „Ein Mann sah in das lebhaftes Augenspiel einer schö-

nen Frau; Funken sprangen daraus hervor und trafen sein Herz, so daß er glaubte, er wäre geliebt; aber es traf nicht zu.“

Da sah ich mich veranlaßt, seinen Ton aufzunehmen, und sagte entschlossen: „Was konnte doch die arme Frau dafür, daß sie ein lebhaftes Augenspiel hatte; das Feuerwerk der Augen ist doch für alle zum Schauen da. Lohnt nicht das Licht, das der Himmel uns gab, darin auf?“

Da schien's, als ob dem Grafen endlich ein Licht aufgegangen wäre. Er riß die Augen weit auf und starrte mich an: „Dann hat der arme Mann die schwerste Enttäuschung seines Lebens erlitten.“

Mit diesen Worten stand er auf, küßte mir ehrerbietig die Hand, herzte die beiden Kinder und verließ das Zimmer.

Ich schlief diese Nacht nicht wohl. Der folgende Tag brachte Regen und die Welt war drinnen und draußen trüb. Wären die Kinder nicht so zutraulich und lieb zu mir gewesen, so hätte ich vom Morgen zum Abend heulen müssen; denn ich fühlte nun deutlich, daß ein unglücklicher Mensch in meiner Nähe war, dessen Liebe ich nicht zu erwidern vermochte, so sehr ich seine Person schätzen mußte.

Wie aber war der unerquicklichen Lage ein Ende zu bereiten?

Da brachte, unerwartet und doch geahnt, ein Bote die Nachricht von euren Rüstungen und Absichten. Der Graf versprach, mich freizugeben, sofern man nicht Gewalt gegen ihn anwende, und veranlaßte mich zu dem bewußten Sendbrief.

Und nun bin ich wieder bei euch!“ jubelte Sophie und umarmte mich immer aufs neue. So lebhaft war sie noch nie gewesen.

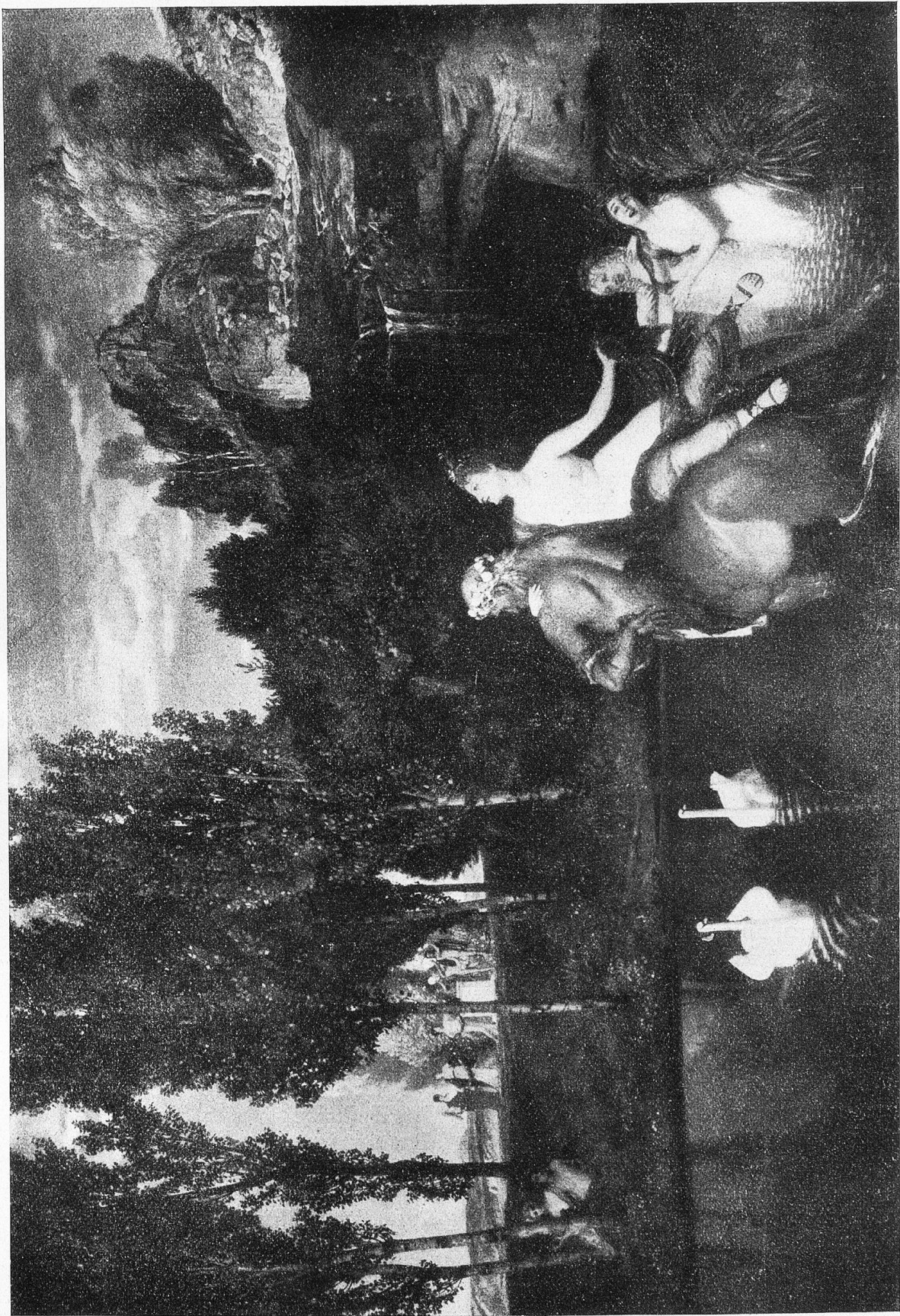
„Und sonst ist nichts weiter geschehen?“ fragte der Müller.

Sophie schüttelte verneinend den Kopf.

„Na, das ist aber ein zahmer Graf!“ lachte er und war wieder aufgeräumt wie früher. „Na Kinder, jetzt laßt uns ein Glas trinken auf diesen braven Grafen. Und auf unser Söpperl; denn die hat einen Wilden gezähmt! Sie wird auch aus dem Scharfrichter einen Mann machen, der Gott und den Menschen wohlgefällig ist.“

Wir stießen mit den gefüllten Gläsern an, und jetzt war's auf einmal Frühling drinnen und draußen.

Als ich mit Sophie allein war, sagte sie im Tone der Heimlichkeit: „Du Karl; alles hab' ich doch nicht gesagt. In der Nacht vor meinem Weggang aus dem Schloß kloppte es einmal an



Die Gefilde der Seligen. Von Arnold Böcklin.

meine Schlafzimmertür. Als ich aufhorchte, ohne Antwort zu geben, klopfte es nochmals und dringender.

„Wer ist da?“ fragte ich ängstlich.

„Ich bin's, Fräulein Eberl. Öffnen Sie doch!“ Es war die erregte Stimme des Grafen.

„Was ist denn? Brennt's im Schloß?“

„Ja ... und nein!“

„Dann hat's Weile!“

„Nicht doch; ich wünsche noch eine kurze Unterredung.“

„In Gegenwart Ihrer Kinder, gerne, morgen früh.“

Ich hörte ein paar Tritte, die sich auf dem Teppich rasch verloren, und ergab mich, nachdem

mein Herz sein übermäßiges Pochen eingestellt, der Ruhe.

Beim Abschied küßten mich die Kinder, und nannten mich „liebe Tante“. Der Graf reichte mir die Hand und sagte bewegt: „Sie sind uns immer in Freundschaft willkommen. Adieu, liebes Fräulein!“

Wahrhaftig, jetzt mußte ich ihm die Hand drücken und freudig rief ich: „Adieu, lieber Graf!“

„Und sein silbernes Wappenschild,“ rief ich lachend, „heften wir als Schmuck fest am Kopfe unseres Ehebettes.“

Und ich wies meinem Schatz die Trophäe vor, die sie mit den zappelnden Füßen losgescharrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Jugendliebe.

Gedenk ich jetzt der fernen Zeit,
Da wir einander treu ergeben,
Wie auf ein längst gelebtes Leben
Schau ich zurück auf Freud und Leid.
Unwirklich wie ein Märchenraum
War jenes Glück an Edens Saum.
Unwirklich war auch sein Vergehn — —
Wie könnt ich sonst noch rückwärts sehn
In jenes lichte, grüne Land,
Wo über manche Hügelwelle
Wir jubelnd zogen Hand in Hand,
In unsern Herzen Frühlingshelle.

Hans J. Dengler.

Reisen im malaiischen Archipel.

Von Paul Raef.

(Fortsetzung.)

Der folgende Morgen entriß mich für immer dieser unangenehmen Nachbarschaft, indem er mich um 8 Uhr wieder auf den erdbezwingenden Schienenstrang setzte und weiter gen Süden in das Gebirge hinaufführte. Mitten durch Sawahs, welche auf ihren Terrassen die Reiskultur in allen Stadien darstellen, vom noch tief im Wasser steckenden einzelnen Pflänzlein bis zum hohen Stengelwald der an Hafer gemahnenden Frucht, smaragdgrün und mit Morgentauperlen behangen, über Weiden, wo Pferde und Büffel sich ergehen, durch Tee- und Kaffeepflanzungen, durch Bamburiede geht die Fahrt — auch an freundlichen Dörfchen vorbei, alle ziegelbedacht und weißgestrichelt, die Häuser mit gelben Wänden aus geflochtenem Bambu und alles eingehegt mit Geländer und Flechtwerk aus demselben Bau-

material, dessen enorme Bedeutung für Indien bei jedem Schritt und Tritt in die Augen springt. Die Bahn nimmt ihren südlichen Weg durch die Einsattelung zwischen dem Salak und dem etwas entfernten Massiv des bis auf 2962 m Höhe ansteigenden erloschenen Vulkans Gede und erreicht bei der Halte Benda (550 m) eine Wasserscheide, deren Überseite zum indischen Ozean und zwar der Wynkoopshai sich abdacht, sinkt selbst wieder bis zur Station Tjibadak auf 395 m, um dann mit energischer Drehung nach Osten und tüchtigem Anstieg den Eingang in die Preanger Gebirgswelt zu erzwingen.

Zahlreich und volksbelebt sind die zahlreichen Stationen, deren wichtigste auf 607 m Höhe, der Kurort Sukabumi, in einer Erweiterung des engen Tales liegt, rings umgeben von auf den